

FRANK NISCHK

**DIE
FABELHAFTE
WELT DER
fiesen
TIERE**



FRANK NISCHK

DIE
FABELHAFTE
WELT DER
fiesen
TIERE



*Von fürsorglichen Schaben,
tauchenden Libellen und boxenden Krebsen*

Eine Liebe auf den zweiten Blick



LUDWIG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2020 by Ludwig Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München,
unter Verwendung der Illustrationen von LiliiaKyrylenko/Bigstock,
Decentstock/Bigstock, Evgenia_1990/Bigstock und irkus/Bigstock

Redaktion: Angelika Lieke

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Innenillustrationen: Stephanie Raba

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-28114-1

www.ludwig-verlag.de



Inhalt

EINLEITUNG

Forscher, nicht Streichelbiologe 9

ERSTER TEIL

Das Schabenjahr 15

Kakerlaken statt Kolibris 17

Die (nicht-)Deutsche Schabe 24

Höhere und niedrigere Tiere 32

Schaben verleihen, Schaben vergolden 40

Die Säugetiere unter den Insekten 47

Auf Fabres Spuren 59

Der Schabentsunami 68

Wozu sind Kakerlaken eigentlich gut? 74

ZWEITER TEIL

Rückkehr in den Regenwald 81

Bei Anruf Liebe 83

Welcome to the jungle 87

Das Urwalddorf 96

Grillenqual	102
Opernhaus Tropenwald	110
Die Wandelbare	123
Die Jagd nach der Spinnengrille	140
Der Schmerz-Gourmet	148
Die Invasion der Treiberameisen	159
Abschied von San Pablo	173

DRITTER TEIL

Rettet die Vielfalt	185
----------------------------	------------

Vom Schädling zum Schützling	187
------------------------------	-----

Das stille Land	198
-----------------	-----

Von Brillenbären, Ameisenpittas und kleinen Stinkern	207
---	-----

Ein Netz aus Biotopen	226
-----------------------	-----

Thriller im Baggersee	234
-----------------------	-----

Lieblingstiere	243
----------------	-----



Dank	249
------	-----

Anmerkungen	251
-------------	-----



Für Martin Dambach





EINLEITUNG

Forscher, nicht Streichelbiologe



*Der Herr der Ratten und der Mäuse
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse ...*

Johann Wolfgang von Goethe:
Faust, der Tragödie erster Teil

»Fränkie, komm schnell! Im Garten ist ein Waran!« Es war die Stimme meiner Mutter, die durchs Haus drang und mich sofort in Alarmbereitschaft versetzte. Die Vorstellung, dass sich ein indonesisches Raubtier, ein Riesenechse, durch die Tulpenbeete meines Vaters schlängelte, manifestierte sich sofort in meinem noch unreifen Gehirn. Die geringe Plausibilität dieses Gedankens blendete ich aus und stürzte ans Fenster. »Wo? Wo? WO IST ER?« Meine Augen scannten jeden Quadratzentimeter unseres Ziergartens. Mein Forscherherz schlug wild.

Reptilien waren mein Ding, als ich klein war. Dafür habe ich mich nie besonders für Ponys interessiert. Und es war nie mein Herzenswunsch, einen Hund als Spielgefährten zu haben. Ich war immun gegenüber den Verlockungen knopffäugiger Hundewelpen, tapsiger Kätzchen oder putziger Goldhamster. Stattdessen war, so lange ich zurückdenken kann, einer meiner Lieblingsorte das große Terrarium der Bindenwarane im Aquarium des Kölner Zoos. Stundenlang hätte ich den schlanken Riesenechsen



dabei zusehen können, wie sie träge auf dem Betonboden ihres Kölner Zuhauses herumlagen. Ab und an schwamm eines der Tiere durch das Wasserbecken des Geheges. Viel mehr passierte dort nicht. Dennoch konnte ich mich nicht von den Reptilien losreißen, was mir bei meinen Eltern und meinem zwei Jahre älteren Bruder den Ruf eines kleinen, nervigen Spinners einbrachte. Und was gemeinsame Zoobesuche in eine für meine Familie sehr zähe Angelegenheit verwandelte.

Wir wohnten damals in Wesseling, einer Kleinstadt vor den Toren Kölns. »Stadt« war zu jener Zeit und auch heute noch ein Euphemismus für diese Siedlung am Rhein. Gewaltige Chemiefabriken und Raffinerien umzingeln die etwa dreißigtausend Bewohner. Silos, Kamine und Öfen überragen die höchsten Gebäude. Nachts, wenn die Fabriken von Tausenden Neonlampen beleuchtet sind und die Fackeln der Raffinerien brennen, erinnert das Ganze fast ein bisschen an die Skyline Manhattans. Am Tag findet man sich allerdings in einem ziemlich hässlichen Industrieort wieder.

Wir wohnten in einer kleinen Werkssiedlung, die direkt an eines der Fabriktore grenzte, alles einen Steinwurf vom Rhein entfernt. Uns Kindern war es strengstens verboten, sich dem großen Strom zu nähern, der damals eine stinkende Kloake war. Während sich die Wasserqualität des Rheins dank immer effizienterer Kläranlagen bis heute gravierend zum Guten gewendet hat, war etwas anderes besser als heute: Selbst in der kleinen Industriestadt, direkt neben der großen Fabrik, erstreckten sich verwilderte Gärten, die einem Jungen, der sich für Natur begeisterte, immer neue Entdeckungen bescherten.

Unter dem Dach unseres Werkshauses brüteten Mehlschwalben, aber diese Sommergäste, die ihre Nester an die Wand klebten, waren einfach zu normal, sodass ich sie kaum eines Blickes würdigte. Meine kleinen Expeditionen führten mich zu zirpenden Heuschrecken. Liefen wir Kinder durch die wilden Gärten, spritzten die Grashüpfer aus den üppigen Blumenwiesen. Wir fingen die Insekten und stellten zugegebenermaßen grausame Experimente mit ihnen an. Was passierte, wenn man das kleine Kerbtier in eines der vielen Spinnennetze warf? Kreuzspinnen waren in der Werksiedlung fast genauso häufig zu finden wie Heuschrecken, Käfer, Wanzen und andere Insekten.

Aber ein Waran, eine exotische Echse, in unserem Garten? Der Wunsch, mein Lieblingstier einmal in freier Wildbahn zu sehen, war so groß, dass ich das Wort Waran hören WOLLTE, als mich meine Mutter rief. Man muss dazu sagen, dass sie Österreicherin ist. Und dass bei ihr ein hartes F gerne mal wie ein weiches W klingt – und umgekehrt. Ich löcherte sie also immer noch aufgeregt, wo das Biest denn sei. Sie zeigte in den Garten, in dem ein großer Vogel mit langen, auffälligen Schwanzfedern umherstolztierte. Kein Waran, ein Fasan, genauer ein Goldfasan, hatte sich in unsere Werksiedlung verirrt. Meine Enttäuschung war riesig. Bis heute kann ich Fasanen, mögen sie auch noch so schön sein, nicht viel abgewinnen.

Wenn ich jetzt, fast fünfzig Jahre später, durch die Straße meiner Kindheit laufe, sehe ich, wie sich alles verändert hat. Es stehen dort zwar immer noch die alten Werkshäuser, die einst verwilderten Grundstücke aber sind bebaut oder zubetoniert und dienen als Parkplätze. In den

Gärten drehen Mähroboter ihre Runden. Ein Fasan wird sich in diesen Teil Wesselings kaum mehr verirren. Auch die meisten Insekten sind verschwunden – mit ihnen die Spinnen und die Mehlschwalben. Insektenjäger machen dort keine fette Beute mehr.

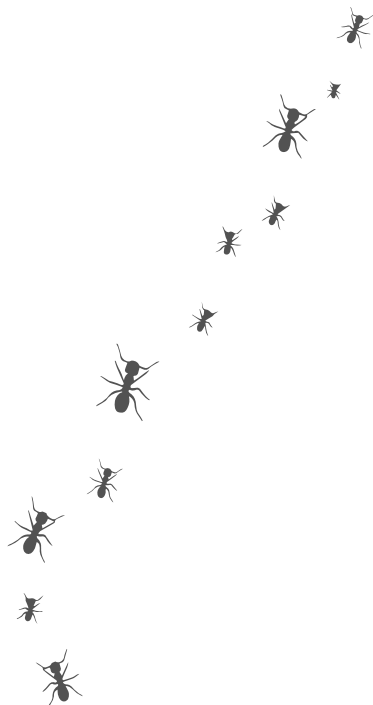
Na und?, könnte man denken. Wen kümmern schon ein paar Grashüpfer?

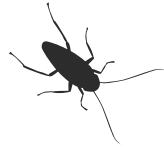
Die Geschichte aus meiner Kindheit steht jedoch für zweierlei: Langsam dämmert es nicht nur Wissenschaftlern, dass wir uns inmitten eines dramatischen Artensterbens befinden. Aber nicht nur Tiger, Nashörner und Gorillas sind in Gefahr. Zehntausende anderer Tierarten, die meisten von ihnen kaum größer als ein Daumennagel, verschwinden ganz lautlos. Wir bemerken es erst, wenn wir uns an die kleinen Jagden unserer Kindheit erinnern.

Das andere, was man wissen muss: Ich bin ein *Nerd*, ein Insektenlover. Ich interessiere mich also für die oftmals eher unbeliebten kleinen Tierchen. Es ist einfach, Pandas und Ponys zu lieben. Kindchenschema, Knopfaugen, weiches Fell – so funktioniert Tierliebe normalerweise. Streichelbiologen suchen im Tier das Menschliche, den besten Freund, vielleicht sogar den besseren Menschen. Was aber ist mit Blutegeln, Kakerlaken, den Seeurken und den Fadenwürmern? Ja – und natürlich auch den Bindenwaranen? 99,9 Prozent der Lebewesen sind keine Stars, aber vielleicht genauso interessant wie ein riesiger Blauwal oder ein schillernder Kolibri. Ich wollte schon als Kind kein Streichelbiologe sein, sondern als Tierforscher mithelfen, zumindest einige der unzähligen spannenden Geschichten zu erzählen, die die Evolution geschrieben hat und immer noch schreibt. Das ist der

Grund, warum ich Biologe wurde, warum ich ein Jahr lang das Verhalten von Babykakerlaken erforschte und warum es mich immer wieder auf Entdeckungsreisen in die Regenwälder Südamerikas zieht. Dort ist es vor allem das unfassbare nächtliche Konzert Tausender Insekten, Frösche und Vögel, das mich jedes Mal aufs Neue begeistert.

In diesem Buch soll es um solche Geschichten gehen, die zeigen, wie sich das Leben seinen Weg sucht. Oft sind es die unscheinbaren, die stechenden, die vermeintlich ekligen und nervenden Tierchen, die uns mit ihren Storys überraschen. Nur was wir kennen, verstehen und vielleicht sogar bereit sind zu lieben, wollen wir auch erhalten. Warum sollten am Ende nicht sogar Babykakerlaken dazugehören?





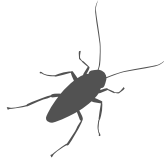


ERSTER TEIL



Das Schabengjahr





KAPITEL EINS

Kakerlaken statt Kolibris



Jede Reise hat ihren Anfang. Meine Expedition zu den unbeliebten Tieren dieses Planeten begann im Jahr 1993 in einem einfachen Hotelzimmer der kolumbianischen Millionenstadt Cali. Damals ging mein Biologiestudium in Köln dem Ende entgegen, und ich musste mir dringend ein Thema für meine Diplomarbeit suchen. Doch genauso sehr, wie ich Biologe sein mochte, wollte ich auch die Welt entdecken. Es sind die Regenwälder der Tropen, die mich seit meinen Kindertagen faszinieren. Der Amazonas, der gewaltigste Strom der Erde, war mein Sehnsuchtsort, den ich mit dem Finger im Schulatlas immer wieder nachfuhr. Also fragte ich mich durch bei Kölns Biologieprofessoren: »Wer kennt Kollegen in Südamerika, die einen Diplomanden suchen?« Zwar war ich komplett ahnungslos, was die Grundlagen der Tropenökologie betraf, dafür aber hoch motiviert.

Glücklicherweise bekam ich rasch Kontakt zu einer deutsch-kolumbianischen Forschergruppe, die mich als Praktikanten wollte. Praktikant, immerhin! Die Wissenschaftler, so erfuhr ich, hatten eine kleine Forschungsstation aufgebaut. Und zwar in einem der letzten Urwälder auf der Westseite der Anden in Kolumbien, zwei Busstunden entfernt von Cali, der drittgrößten Stadt des Landes. Der Amazonas fließt freilich auf der anderen,

der Ostseite der Anden, aber das Wort Urwald elektrisierte mich sofort.

Auch das Forschungsobjekt der Biologen klang nach einem Hauptgewinn. Alles drehte sich um Kolibris, die schillernden kleinen Vögel, die brummend wie Helikopter von Blüte zu Blüte schwirren. Atemberaubende Flugakrobaten, die sogar rückwärts fliegen können und die im Schwirrflug, ohne landen zu müssen, den Nektar, ihren Treibstoff, aus den Blüten schlürfen. Eigentlich war ich damals kein »Birder«, also nur mäßig interessiert an der Vogelwelt. Für schillernde Kunstflieger als Eintrittskarte in den Dschungel wollte ich aber gerne eine Ausnahme machen.

Ich sagte also sofort zu und kaufte mir mein Flugticket nach Kolumbien. Die Aussichten für die folgenden Monate erschienen mir bestens – abgesehen von ein paar nicht unbedeutenden Ängsten, die langsam in mir wuchsen.

Nur wenige Länder hatten in den 1990er-Jahren so einen schlechten Ruf wie Kolumbien. Las man in der Zeitung über den Andenstaat, ging es ausschließlich um Gewalt: Drogen, Todesschwadronen und Guerillas. Jeder kannte den Namen des Drogenbosses Pablo Escobar, doch wie hieß noch mal der Präsident des Landes? Keinen Schimmer. Sicher, alle Schlagzeilen über die Mordopfer, die Entführten und die Gewalt entsprachen der Wahrheit. Doch dass es in Kolumbien auch Universitäten, Biologen und einen ganz normalen Alltag gab, war damals unvorstellbar für einen Durchschnittseuropäer.

Deshalb also saß ich in meinem billigen Hotelzimmer und wagte mich nicht hinaus in die fremde Großstadt Cali. Doch was sollte das für ein Tropenforscher werden,

der schon am Großstadtdschungel scheitert? Also überlegte ich mir eine Konfrontationsstrategie, die mir helfen sollte, meine Ängste zu überwinden: Ich wollte auf direktem Weg zu Calis belebtester Straße gehen. Mir dort auf der Avenida Sexta einen Fensterplatz in einem Restaurant suchen und beim Lunch das Treiben auf der Straße beobachten – mit ausreichend Sicherheitsabstand. Wenn da Geschäftsleute, Schulkinder und andere normale Menschen auf dem Bürgersteig entlangkämen, sollte auch ich am normalen Leben Kolumbiens teilnehmen können. So mein Plan.

Zunächst lief alles wie erhofft. Nach kurzer Zeit saß ich in einem netten Restaurant, vor mir ein Teller mit Reis, Bohnen, Kochbananen und einem großen gegrillten Fisch. Auf der Straße, wie ich es mir gedacht hatte, waren Menschen wie du und ich unterwegs. Ich begann mich zu entspannen und widmete mich dem Mittagessen. Eines hatte ich aber nicht bedacht. Cali ist eine tropische Stadt, die Fenster des Lokals waren wegen der Hitze nicht verglast, keine schützende Schicht zwischen mir und den Gefahren der Metropole. Es dauerte nicht lange, und ein Obdachloser bemerkte mich im Restaurant. Er schlurfte ans Fenster, streckte seine Hand durch den glaslosen Rahmen und schaute mich fordernd an.

Gibt man einem Bettler in Cali etwas am Restaurantfenster? Der Mann sah mir beim Denken zu. Weil ihm das aber alles zu lange dauerte, schnappte er sich einfach meinen Fisch und schlenderte mampfend davon.

Mein Plan, mich langsam an das Leben in Kolumbien zu gewöhnen, schien vorerst gescheitert. Du wirst dieses Land nicht überleben, dachte ich.



Zum Glück hatte ich mich geirrt. Schon wenige Tage später war ich verliebt in das Land, in die Stadt Cali und in die fantastische tropische Natur. Mit dem Bus ging es weiter nach Bajo Anchicayá, einem kleinen Wasserkraftwerk an der alten Bergstraße, die von Cali zum Pazifikhafen Buenaventura führt. Im Gegensatz zu vielen Gegenden in den Anden waren dort die Hügel und Berge noch mit dichtem Urwald bewachsen. Vom Pazifik zogen jeden Nachmittag dicke Regenwolken auf. Kaum eine Region ist so regenreich wie Kolumbiens Westen. Steile Berge und viel Niederschlag sind die ideale Kombination, um mit der Kraft des Wassers Strom zu erzeugen. Zum Elektrizitätswerk gehörten ein Stausee, ein paar Baracken für Angestellte und Arbeiter, Werkstätten, eine Kantine und das Generatorhaus, in dem Turbinen und Generatoren Tag und Nacht surrten. Dort waren auch wir Biologen untergebracht: eine Kolumbianerin, ein deutscher Doktorand und drei Praktikanten aus Deutschland. Um uns herum, so weit wir schauen konnten, erstreckte sich der Urwald.

In den Wäldern sausten sie von Blüte zu Blüte: Kolibris mit Namen, die ebenso schillernd waren wie ihr Gefieder: *Violett-Langschwanzsylphen*, *Andenamazilien* und *Smaragde* schwirrten zwischen den Bäumen umher, brüteten und zogen ihre winzigen Küken groß. Ich befand mich inmitten meines Kindheitstraums. Noch nie war ich von so viel Schönheit umgeben gewesen, die Bäume hingen voller Bromelien und Orchideen. Baumfarne wuchsen mehrere Meter in die Höhe. Wir sahen langschnäblige Tukane und hörten die Rufe der Brüllaffen. Ich hielt meine erste *Boa constrictor*, eine drei Meter lange Würgeschlange, in der Hand. Alles schien perfekt.

Doch das stimmte nur zur Hälfte. Ich hatte es zwar in die Tropen geschafft, aber ein Tropenforscher war ich damit noch lange nicht. Stattdessen waren wir Praktikanten zwischen die Fronten eines Streits geraten. Die Biologen der Universität in Cali und mein deutscher Chef bezichtigten sich gegenseitig, Absprachen nicht einzuhalten. Das Dumme für uns war, dass die Kolumbianer am längeren Hebel saßen (zudem schienen sie obendrein im Recht zu sein). Jede Arbeitserlaubnis war für alle Deutschen – ob Professor, Doktorand oder Praktikant – von heute auf morgen erloschen. Der Traum von der Diplomarbeit im Urwald war somit gestorben. Zwar durften wir noch weiter im Paradies wohnen, waren aber zur Untätigkeit verdonnert. Das renke sich wieder ein, hörten wir aus Deutschland. Also warteten wir auf bessere Nachrichten. Eine, zwei, drei Wochen. Irgendwann dämmerte mir, dass ich im Wald von Bajo Anchicayá meine Zeit verträdelte. So schön es dort auch war und so nett uns die Arbeiter des kleinen Elektrizitätswerkes behandelten – mein Plan war gescheitert.

Das war es dann also mit den Kolibris, dachte ich. Zwei Monate blieben mir noch bis zum Heimflug. Zwei Monate als Tourist in Kolumbien: Ich schwamm im Pazifik, bestieg Vulkane, tanzte Salsa in Calis *Salsotecas*, dann musste ich zurück nach Deutschland, mich um meine berufliche Zukunft kümmern. Kein Diplomthema würde an die Aussicht herankommen, Kolibris in Kolumbiens Urwald zu beobachten, das war mir klar. Also wollte ich mich wenigstens bei der sympathischsten Arbeitsgruppe meiner Uni bewerben – so lautete mein Plan B.

Martin Dambach war damals einer der wenigen Professoren an der Kölner Uni, der noch klassische Verhaltensforschung lehrte. Genau mein Ding also, wollte ich doch lebende Tiere und ihr Verhalten studieren. »Ja«, sagt der grauhaarige und backenbärtige Zoologe zu mir, er hätte ein Diplomthema für mich. Und ich hätte doppeltes Glück, die Arbeit sei sogar mit einer Anstellung als studentische Hilfskraft verbunden. Eine bezahlte Diplomarbeit, das war die absolute Ausnahme und somit wie ein Sechser im Lotto. Ob die Sache einen Haken habe, fragte ich. Als Antwort führte mich der Professor in eine kleine Kammer. Dort stand eine große rote Plastikbox auf dem Fußboden. Genauer, sie schwamm in einem Wassertank. Das Wasser, so erklärte er mir, sollte den Bewohnern der Kiste das Entkommen erschweren. Dann hob er den Gazedeckel von der Kiste. Den oberen Rand der Box umspannten drei schmale Metallschienen. Sie wurden laufend unter Strom gehalten. Der Grund für dieses elektrische Hindernis war derselbe wie für den Wassergraben. Die Flucht der Versuchstiere musste unbedingt verhindert werden. In der Box waren Eierkartons auf dem Boden verteilt, zwischen denen es wimmelte, alles war in Bewegung. Hunderte, nein, Tausende kleiner Schaben liefen dort umher. Mir stieg ein unangenehmer Geruch in die Nase, der mich das kommende Jahr ständig begleiten sollte.

»Wir erforschen das Aggregationsverhalten der Deutschen Schabe, *Blattella germanica*«, eröffnete mir Professor Dambach. »Die Firma Bayer interessiert sich für eine Substanz, die in den *Faeces* der Tiere enthalten ist. Diese Substanz bewirkt, dass die Tiere eng in Gruppen beisammensitzen, anders ausgedrückt, sie aggregieren. Darum Aggregationsverhalten. Bayer bezahlt Ihre Stelle.«

»Faeces?«

»Ja, die Kotpartikel der Schaben«, lernte ich noch im Schabenzuchtraum.

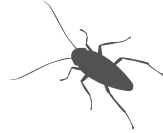
Schabenscheiße statt Regenwald, so tief kann man fallen, dachte ich. Dennoch willigte ich ein. Mein Diplomthema stand damit fest: nicht Kolibris in Kolumbien, sondern Kakerlaken in Köln. Wenig glamouröse Aussichten für das folgende Jahr. Oder sollte ich mich irren?





KAPITEL ZWEI

Die (nicht-)Deutsche Schabe



Sie ist sicher eines der unbeliebtesten Tiere der Welt, die Deutsche Schabe *Blattella germanica*. Läuft einem in der Küche ein Exemplar dieses Hausschädlings über den Weg, schrillen alle Alarmglocken. Zu Recht! Auf die eine Kakerlake, der man begegnet, kommen tausend versteckte, sagen Experten. Die Deutsche Schabe hat sich mit dem Menschen über die ganze Welt verbreitet. Die mit unter zwei Zentimetern Länge recht kleine Art besitzt ein paar Eigenschaften, die ihre einmalige Erfolgsgeschichte erklären:

Deutsche Schaben sind sehr genügsam. Ein bisschen Wärme, ein paar flache Ritzen als Unterschlupf und wenige Krümel als Nahrung reichen, und *Blattella germanica* fühlt sich bei uns Menschen zu Hause. Jede im Winter beheizte Hütte mit einer kleinen Vorratskammer ist ein potenzielles Biotop dieser Art.

Der Mensch lebt seit schätzungsweise zehn- bis zwanzigtausend Jahren in festen Behausungen. Irgendwann in diesem Zeitraum muss sich die Deutsche Schabe *Homo sapiens* angeschlossen haben. Das Erstaunliche aber ist, dass es heute keine bekannte Wildpopulation der Art mehr gibt. *Blattella germanica* hat sich komplett dem Leben an unserer Seite verschrieben. Ein paar Tausend Jahre sind in den Dimensionen der Evolution zwar nur ein Lid-

schlag, denkbar ist dennoch, dass sich die Hausschabe inzwischen so auf das Zusammenleben mit uns Zweibeinern spezialisiert hat, dass sie gar nicht mehr ohne menschliche Gesellschaft überleben kann. Dann würde sie das Schicksal vieler Tier-, Pflanzen- und Pilzarten teilen, die ausschließlich in sogenannten *Indoor*-Lebensräumen existieren.

Was zunächst wie eine extreme Spezialisierung erscheint, ist in Wahrheit eine enorm erfolgreiche Strategie. Menschliche Behausungen machen heute schon, je nach Schätzung, ein bis drei Prozent der eisfreien Landfläche weltweit aus. Und während Urwälder, Moore oder Feuchtwiesen schrumpfen, wachsen Dörfer und Städte immer weiter, gerne auch in die Höhe. Beispielsweise New York: Der Stadtteil Manhattan erstreckt sich über 59 Quadratkilometer. Weil fast alle Häuser aber aus weit mehr als einer Etage bestehen, ist der potenzielle Lebensraum der Deutschen Schabe auf Manhattan dreimal größer als die Halbinsel selbst. Die Zukunft von *Blattella germanica* erscheint angesichts des unaufhaltbaren Wachstums der Städte mehr als rosig.

Die meiste Zeit verbringen Schaben in ihren Verstecken, nachts wagen sie sich nach draußen und suchen Fressbares. Wenn einem tagsüber eine Schabe über den Weg läuft, ist das ein eher ungutes Zeichen. Dann, so sagen Kammerjäger, »ist der Befall sehr hoch«. Übersetzt soll das heißen, dass dann alle Schabenverstecke pickepacke voll sind. Hausschaben lieben Gesellschaft. In den Unterschlupfen sitzen sie eng beisammen, dabei halten sie mit ihren Fühlern Kontakt zu Nebenmann oder Nebenfrau.

So ein Schabenversteck ist kein besonders einladender